

Das Sterben im Walde

Zum Verlust an Biodiversität durch falsches Wildtiermanagement

Von Dr. Jörg Brauneis

Es tobt ein Krieg in Deutschlands Wäldern. Geführt wird dieser Krieg von der Forstwirtschaft gegen die letzten, großen, wild lebenden Pflanzenfresser, die Europäischen Rothirsche und die Rehe.





Rehbock (*Capreolus capreolus*) - Foto: Günter Hahn NI

Seit den 1970er Jahren hat sich in großen Teilen der Forstwirtschaft und des Naturschutzes die These durchgesetzt, Naturwälder und naturnahe Wälder seien schon immer arm an großen Pflanzenfressern gewesen, obwohl es für diese Annahme kaum wissenschaftliche Belege gibt. Vielmehr zeigen historische Daten aus Nordamerika, dass in den Wäldern der Appalachen, die zu den artenreichsten Laubwäldern dieser Erde zählen, Huftiere in einer Dichte lebten, die die heute in deutschen Wäldern tolerierten Bestände um ein Vielfaches überschritten. Langjährige Studien aus dem Schweizer Nationalpark (mit Jagdverbot seit 1914), haben ergeben, dass die Biodiversität unter dem Einfluss einer außerordentlich hohen Rothirschpopulation deutlich zugenommen hat. Damit sind Rothirsche unverzichtbar, zumindest überdurchschnittlich förderlich für die biologische Vielfalt in Waldökosystemen. Wird die Zahl an frei lebenden, großen Pflanzenfressern künstlich niedrig gehalten, fehlt eine entscheidende, positive Wirkgröße im Naturhaushalt. In vielen großen, europäischen Nationalparks wird nicht gejagt. **Anders in Deutschland, hier werden Rehe und Rothirsche in fast allen Großschutzgebieten weiterhin intensiv verfolgt** und ihre Zahl künstlich niedrig gehalten, oft mit dem Argument, die Waldvegetation müsse vor den Tieren geschützt werden. Und das obwohl die meisten großen Pflanzenfresser (Wildrinder, Elche, Wildpferde) auch in diesen Schutzgebieten schon lange ausgerottet sind. Auf diesem Weg wird aber kein Naturwald oder gar Urwald entstehen, sondern eigentlich verwandelt die Jagd diese Schutzgebiete nur - wie es der Wildbiologe SVEN HERZOG formulierte – in ein geobotanisches Disneyland, weil sie den

wichtigen, diversifizierenden Einfluss der großen Wildtiere auf die Waldentwicklung unterdrückt.

Abneigung gegenüber Huftieren im Wald

Dennoch wird an den meisten forstlichen Ausbildungsstätten wie ein Mantra die These wiederholt, dass viel zu viele Rehe und Hirsche in deutschen Wäldern leben, und dass eine die Populationen massiv begrenzende Jagd (fast) alle waldbaulichen Probleme lösen kann. Diese Lehrmeinung hat in den Forstverwaltungen eine zunehmende Abneigung gegenüber dem Vorhandensein von Huftieren im Wald ausgelöst bis hin zur kaum noch verhohlenen Wildtierfeindlichkeit. Begleitet wurde dieser Prozess durch einen massiven Abbau vieler Schutzvorschriften in den Jagdgesetzen der Bundesländer mit extrem kurzen Schonzeiten und Jagdarten, die kaum noch mit den Prinzipien des Tierschutzes in Einklang zu bringen sind. Betrieben wurde dieser massive Abbau von Wildschutzregelungen meist von den Forstleuten in den Ministerialbürokratien der Länder. **Eine ständig steigende Zahl von Jagdscheininhabern nutzt diese gesetzlichen Erleichterungen und stellt den Wildtieren mit quasi militärischer Nachtaufklärungs- und Nachtzieltechnik rund um die Uhr und nahezu rund um das Jahr nach.**

Durch diese seit Jahren üblichen, desaströsen Jagdstrategien ist die Sozialstruktur der Rothirschrudel fast überall kaputtgeschossen, und die genetische Vielfalt der oft verinselten Teilpopulationen nimmt in bedrohlichem Ausmaß ab.



Buchen-Schirmschlag, Sackpfeife Hessen - Foto: Norbert Panek NI

Maximal befeuert wurde diese forstliche Wildtierfeindlichkeit durch die Katastrophenjahre 2018/19/20. Ausgehend von riesigen, im Januar 2018 besonders in den nördlichen Mittelgebirgen entstandenen Windwürfen, war es durch Borkenkäferkalamitäten und drei Trockenjahre in Folge zu einem großflächigen Absterben der (mittel-)alten Fichtenbestände gekommen, die zuvor das ökonomische Rückgrat der meisten Forstbetriebe bildeten. Die Wiederaufforstung dieser Waldflächen scheint aber nun – nach Lesart der Forstwirtschaft – vor allem durch die Rehe und Rothirsche in Gefahr zu sein! Nach Interpretation des Deutschen Forstwirtschaftsrats üben diese einen massiv negativen Einfluss auf den Wald aus und verursachen gravierende ökonomische Schäden. Um diese Interpretation der breiten Bevölkerung verständlich zu machen und Akzeptanz für zum Teil brutale Jagdmethoden zu schaffen, werden, dem Zeitgeist entsprechend, auch ökologische Schäden am Waldökosystem durch Rehe und Rothirsche postuliert. Die Sündenböcke sind gefunden!

Berechnungen im Wert einer Milchmädchenrechnung

Natürlich ist auch für Laien verständlich, dass Wildtiere das Aufwachsen holzproduzierender Forstpflanzen (oft Plantagen aus Neophyten) negativ beeinflussen und den Holzertrag für die Waldbesitzer mindern können. Forstwissenschaftler haben horrenden Wertverluste für die Waldeigentümer errechnet. Da diese Berechnungen sich aber auf den Zeitpunkt der

Holzernte in ferner Zukunft beziehen, kommen sie über den Wert einer Milchmädchenrechnung kaum hinaus. Geradezu skurril muten diese Prognosen an, wenn man bedenkt mit welchem Wertverlust die Massen von Kalamitätsholz in den Katastrophenjahren auf dem Weltmarkt verramscht wurden. Diese z.T. existenzbedrohenden Einkommensverluste für die Waldbesitzer hatten mit irgendwelchen Einflussnahmen durch Wildtiere aber auch gar nichts zu tun, **sondern waren Folge von Wetterextremen und auch von über Jahrzehnten gepflegten waldbaulichen Fehlern, wie der großflächigen Fichtenwirtschaft auf ungeeigneten Standorten.**

Völlig abstrus aber wird es durch den von der Forstwirtschaft vorgetragenen Vorwurf, Rehe und Hirsche verursachten schwerwiegende ökologische Schäden, indem sie die Biodiversität im Wald gefährdeten. Rehe zum Beispiel sind schon aufgrund ihrer geringen Körpergröße und ihrer territorialen Lebensweise gar nicht in der Lage, einen nennenswerten quantitativen und kaum einen qualitativen Einfluss auf die Waldvegetation im Naturwald auszuüben. Auch im Wirtschaftswald ist ihr Einfluss auf die Entwicklung holzproduzierender Forstpflanzen eher gering und auf ein kleines Zeitfenster von wenigen Jahren begrenzt, bis die Pflanzen eine Höhe von ca. 1,20 m erreicht haben.

Ein weiteres Problem im Wirtschaftswald, insbesondere in Kiefernanlagen, ist die Neigung der Rothirsche, die Rinde junger Bäume abzuziehen und zu fressen, der forstliche Ausdruck heißt „Schälen“. In die so verursachten Verwundungen



42

Naturnaher vorratsreicher Wald

können Fäulnispilze eindringen, die zu einer wirtschaftlichen Entwertung der unteren Abschnitte des Stammholzes führen. Dieses Phänomen tritt besonders dann auf, wenn die Tiere sich wegen des ständigen Jagddrucks nicht trauen, die dichten, Schutz bietenden Jungwalddickungen zu verlassen und auf Wiesen oder Schneisen nach Nahrung zu suchen. **Damit ist das Schälen auch ein vor allem durch Menschen ausgelöstes Hungerphänomen, für das die Tiere blutig büßen müssen.**

Auch darf nicht vergessen werden, dass die Gilde der großen Pflanzenfresser in Mitteleuropa ohnehin nur noch ein Schatten ihrer selbst ist: Elch, die Wildrinder und das europäische Wildpferd sind alle ausgerottet!

Der Buchenwaldirrtum

Und leider gibt es auch noch den Buchenwaldirrtum. 1956 hatte der Botaniker REINHOLD TÜXEN den Begriff der potenziellen natürlichen Vegetation (PNV) geprägt (vermuteter, natürlicher Endzustand der Vegetation ohne menschliche Eingriffe). Gleichzeitig hat er den geschlossenen Buchenhochwald als PNV für die meisten Waldstandorte in Mitteleuropa definiert. Dieser Einschätzung folgen bis heute kritiklos viele Botaniker, Forstleute und Naturschützer. Obwohl bereits früh Zweifel an dieser These geäußert wurden, unterschätzen viele Botaniker und Förster den positiven Einfluss der großen Huftiere auf Waldlebensräume und stellen sich einen naturna-

hen Wald als weitgehend wildarm oder gar wildleer vor. Heute aber muss als richtig gelten, dass die großen Pflanzenfresser auch in Mitteleuropa vor ihrer mehrheitlichen Ausrottung eine mosaikartige Waldlandschaft geschaffen haben, die den Huteichenwäldern wie etwa im nordhessischen Reinhardswald deutlich näher war als die Vorstellung vom dunklen Buchenwald. **Darüber hinaus sind viele Pflanzen auf die Verbreitung ihrer Samen durch Huftiere im Fell oder im Kot angewiesen.** So enthält z.B. der Kot der Rothirsche massenhaft keimfähige Pflanzensamen, die im gesamten Lebensraum verteilt werden. Trittsiegel, Suhlen und Plätzstellen schaffen Störungen der Vegetationsdecke, die z.B. für Rohbodenkeimer (Weißtanne, Erle, Birke usw.) ein günstiges Keimsubstrat bieten.

Die großen Pflanzenfresser beeinflussen damit Waldökosysteme auf vielfältige, positive Weise. Dies gilt gleichermaßen für Naturwälder, wie auch für Wirtschaftswälder (Forste). Es ist ganz wichtig, verstanden zu haben, dass es einen ökologischen Wild-Wald-Konflikt nicht gibt, naturgemäß gar nicht geben kann! Die Anwesenheit von nach Arten und Individuen möglichst vieler, großer Pflanzenfresser im Wald ist ein direkter Beitrag zur Biodiversität!

„Totschlag-Argument“ Klimawandel

Auch wenn es unstrittig sein sollte, dass die Anwesenheit möglichst vieler Pflanzenfresser in Waldökosystemen ein unmittel-



43

Rotwildrudel, Hirschkühe und Kälber, das Leittier sichert aufmerksam in Richtung des Fotografen - Foto: Günter Hahn NI

barer und mittelbarer Beitrag zu Artenvielfalt ist, muss man leider konstatieren, dass es einen Wild-Forst-Konflikt, besser gesagt einen Mensch-Tier-Konflikt, im Hinblick auf eine möglichst rationelle Holzproduktion im Wirtschaftswald gibt. Und dieser Konflikt ist es, der ein längst für überwunden gehaltenes Schädling-Nützlings-Denken in vielen Forstleuten wachgerufen hat, das vielfach in Wildtierhass umgeschlagen zu sein scheint, bemäntelt mit ökologischen Scheinargumenten und befeuert – unter Hinweis auf das Waldsterben in den drei Trockenjahren - von den „Totschlag-“ Argumenten des Klimawandels.

Das Vorkommen wild lebender, großer Pflanzenfresser auch im Wirtschaftswald ist ein Naturschatz, dessen Schutz gleichrangig mit den Interessen der holzproduzierenden Forstwirtschaft behandelt werden muss. Es hat sich gezeigt, dass dann, wenn Forstleute für das Wildtiermanagement zuständig sind, ein vernünftiger Interessensausgleich, der die unveräußerlichen Lebensinteressen der Wildtiere berücksichtigt, nicht zu erzielen ist. **Daher ist es an der Zeit, den Forstleuten die Zuständigkeit für das Wildtiermanagement zu entziehen und dies allein in die Hände von Wildbiologen zu legen.** Nur so kann verhindert werden, dass die Lebensinteressen der großen Wildtiere stets nachrangig zu denen der Holzproduktion betrachtet werden. Niemand käme schließlich auch auf die Idee, das Management der Kormorane allein in die Hände der Fischer oder das Management der Wölfe allein in die Hände der Schafzüchter zu legen.

Verantwortungsvolles Wildtiermanagement erforderlich

Es muss Ziel eines verantwortungsvollen Wildtiermanagements sein, Rothirschen und Rehen in allen Wäldern Deutschlands ein Leben in gesicherten Populationen und in arttypischer Lebensweise zu ermöglichen. Gleichzeitig sollten wir den ausgerotteten, großen Pflanzenfressern eine Rückkehr ermöglichen. **Aktuell aber gefährden wildbiologisch falsche Jagdstrategien das Überleben der Rothirsche in Deutschland.** Hinzu kommt der anhaltende Lebensraumverlust durch den Landschaftsverbrauch für Industrie, Verkehr und Wohnbebauung zu dem sich in den letzten Jahren noch der galoppierende Flächenfraß durch die Energiewende gesellt hat. **Rothirsche sind schon jetzt ein Fall für den Artenschutz und werden sich bald auf den Roten Listen wiederfinden.**

Dr. Jörg Brauneis

ist Naturschützer, Ornithologe, Arzt, seit Jahren aktiver Heger und Jäger, Mitglied und Wissenschaftlicher Beirat der Naturschutzinitiative. e.V. (NI).



Foto: Archiv NI